Gedichte von Emil Schibli

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751457

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aber er wußte es selber nicht.

Bis er eines Tages von der großen Straße abbog und querfeldein an einen Waldrand kam, den er zu kennen glaubte. Und als er näher zusah, war es die Stelle, wo er der Besenbinderin die königliche Hand zur Ehe reichte.

Da kam die Erinnerung mächtig über ihn, und er setzte sich wieder wie damals auf den Stein. Schwer sank ihm der müde Kopf in die Hand. Und eine Träne rann ihm in den lang gewordenen Bart.

Und wie er wieder aufsah, sah er das Bild der braunen Besenbinderin vor seinem Angesichte stehen. Jung und frisch wie damals. Traurig wischte er sich über seine Augen, um das Traumbild, das ihn narrte, zu verscheuchen.

Aber da sah er plötzlich, daß das Bild lebendig war. Auf ihn kam das Bild und nahm seinen grauen Kopf in weiche, warme Arme.

Und als nach einer langen Weile diese Arme ihn wieder freigegeben hatten, griff der Wanderer lächelnd unter seinen Mantel und zog die Reisigkrone heraus.

„Da", sagte er, „ich habe dir auch etwas mitgebracht."

Auf den Kopf setzte er sie ihr und streichelte Kopf und Reisigkrone. Sie aber sprang fort und holte die zweite Reisigkrone. Die drückte er sich selber auf den Kopf. Und nun waren sie wieder König und Königin. Und sie lächelten sich an.

Dann aber nahmen sie sich bei den Händen und tanzten sachte in den Wald hinein zu ihrer Hütte.

Gedichte von Emil Schibli

Abendlied

Über allen Wäldern steht nun der Abendschein.
Müde schläft ein leiser Wind in den Wipfeln ein.

Weiße Wolken ziehen fern in den Himmel fort;
und ein Erdenlichtlein blinkt da und hier und dort.

Meine Seele hat sich ganz stille aufgetan,
diesen süßen Frieden nun dürstend zu empfah'n.

Über allen Wäldern steht goldene Sternenpracht;
und wir wünschen, Gott und ich, leis uns gute Nacht.

Auf eine Hochzeit

Das ist wohl so, wie wenn in einer sturmdurchwühlten Nacht
ein Wanderer, verirrt und müd, nach einem Obdach sucht.
Und sieht ein Licht durch alle tiefe, wilde Finsternis.
Und fühlt nun Trost, daß ihm die Ruhe endlich nahe ist. . . .
So ist es wohl, wenn sich der ernste Mann zum trauten Weib
nach langer Irrfahrt durch des Lebens rätselhaftes Sein
gefunden hat. Nun blickt er hell! Nun hat er wieder Weg;
Ein Ziel, zu dem ihn alle Fasern seines Herzens ziehn:
Das Heim zu bauen, das er sich gegründet. Und das Weib
zu lieben, das er sich erwählt. Wie wird die Welt ihm weit!
Die Kräfte seines Wollens und des Könnens mehren sich
und Müh' und Arbeit wird ihm Lust und leichtes, frohes Spiel!
Und Brot zu schaffen gilt ihm nun als heilge Pflicht, dem Mann
der früher oft sich nach des Daseins letztem Zweck gefragt.
Nun ist er selber Schöpfer worden! Erde, Quell und Brot
dem angetrauten Weib. Sie aber ist ihm süße Ruh.
Ein stiller, sturmessichrer Port; sie ist ihm grünes Land.
Und wie ein Segen Gottes in des Mannes Not und Qual. . . .
Euch beiden gilt dies Lied. Es ist zu schwach um kund zu tun
wie tief das Denken mir am Leben, in der Seele bohrt.
Seid Quell und Brot! Seid Saat und Frucht! Seid Licht und reinste Glut!
Und Sehnsucht nach dem tiefsten Glück, das wo verborgen ruht.

Schrei

Sturm peitscht die Nacht. Die Bäume beugen sich im Wind und stöhnen
Der Himmel droht. Die Wolken fliehen dichtgedrängt wie Schafe.
Nur ich bin wach. Kein Licht umher. Die Menschen ruhn im Schlafe.
Der Sturm ist los! Rings in den Lüften hör ich's krachen, dröhnen!

Turmglockenschlag dumpf und zerrissen will mich mahnen:
zur Ruh, zur Ruh. Ich aber höre auf das Sturmgesause.
Mich friert im Wind. Gespenster gehen um im alten Hause
und Furcht erfüllt mich plötzlich nun, Bangen und trübes Ahnen.

O Wahnsinn ist das Sein! O einsam bin ich sondergleichen!
Gib Frieden Gott! Gib wilde Qualen, ruheloses Denken!
Laß meinen Geist in alle Lebensgründe sich versenken!
Zeig einen Bruder mir! Ich will ihm meine Hände reichen! . . .

Es ist wohl spät. — Noch suchen meine müden Augen Sterne
Laß ab mein armes Herz! Wer will dich trösten und erquicken?
Laß ab, laß ab! Die Stunde flieht. Und die Minuten ticken
in tiefe Nacht. Mein Weg ist dunkel und das Glück ist ferne.

Auf einem Heimweg

Die Wolken ziehen ruhig und gelassen
im Gold der Abendsonne — und verblassen.
Ein schriller Vogelschrei
tönt fernher übers Feld. Die Wälder dunkeln.
Im blauen Raum beginnt ein Stern zu funkeln.
Der Tag ist nun vorbei. . . .
Still kommt die Nacht, und breitet über Wegen
und Feld und Wald die Hände wie zum Segen.

Tendenz in der Kunst

Von Adolf Mayer

„Die Qual des Daseins wäre unerträglich, wenn sich der Mensch nicht zeitweilig . . . von ihr befreite und der Meduse, die ihn anschaut, lachend ein Schnippchen schlüge."
Adolf Müller / Das griechische Drama.

Ist Tendenz erlaubt in der Kunst? — Wie verschieden wurde diese Frage beurteilt — auch von einem und demselben Kunstphilosophen zu verschiedenen Zeiten!

Natürlich steht sie in Beziehung zu der anderen, ob Stoff oder Form die Hauptsache in der Kunst sei. Bedeutet doch Tendenz immer eine Entscheidung zugunsten des Stoffes. Wer sich für die Form entscheidet, der lehnt zugleich damit auch die Tendenzfrage ab. Wer das Gegenteil tut, ist freilich noch nicht auf die Tendenz vereidigt. Aber der Stoff kann, so wollen wir vorläufig sagen, wenigstens eine bestimmte Tendenz haben, die Form niemals, es sei denn eine spezifisch ästhetische, die hier zunächst nicht in Frage kommt.

In bezug auf die Wandlung[1]) der Anschauungen aber können wir uns an die Beispiele Konrad Langes halten, der die Frage neuerdings besonders gründlich erörterte. Schiller gab bekanntlich seinem Jugenddrama noch eine „Moral" mit auf den Weg. „Ich kann hoffen", sagt er in der Vorrede, „daß ich der Religion und der Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese mutwilligen Schriftverächter (die Leute des großen Geschmacks, die zu seiner Zeit ihren Witz auf Kosten der Religion spielen

[1]) Die ästhetische Illusion im 18. Jahrhundert (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft I. S. 36).